Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 80 (1971)
Heft: 4

Artikel: Helfen - was heisst das?
Autor: Roth, Hanspeter / Gut, Christine / Brasselm Meieli
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974506

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Helfen – was heisst das?

Eine Handvoll Kinderaufsätze, Berichte und Erlebnisse von jungen Mädchen und Burschen. Der Gehalt ist unterschiedlich, je nach Alter und Begabung. Manchmal spürt man die lenkende Hand des Lehrers. Man sieht ihn in Gedanken vor sich, wie er mit der Kreide das Thema an die Wandtafel schreibt und unsicheren kleinen Fragestellern geschickt eine Wegleitung gibt. Vor allem die Kleinen sind des Schreibens noch ungewohnt. Vorsichtig sollen sie im eigenen Erlebnisbereich in die unterschiedliche, vom Glück und Unglück, von Reichtum und Armut diktierte Lebensweise der Menschen eingeführt werden und sich Gedanken darüber machen, wie sie mit ihren bescheidenen Kräften helfen können. — Ein anderes Mal ist das eigene Erleben gegenwärtig und stark und leitet die Feder, so dass sie ungezwungen über das Papier zu gleiten scheint. Hier ein Unfall, dort die Rettung eines verletzten Tieres . . . unendlich viel gibt es zu erzählen. — Bei den Grossen verstricken sich die Gedanken in Problemen. Was zu Papier dringt, ist getragen von dem Bemühen, einen Weg zu finden, der aus dem Wirrwarr des Widersprüchlichen herausführt und die eigene hilfreiche Tat als Lösung anbietet.

Viele der 1135 Aufsätze und der 527 Zeichnungen, die im vergangenen Herbst zu dem Wettbewerb des Schweizerischen Jugendrotkreuzes eingegangen sind, wurden durch eine Reise oder einen Buchpreis belohnt. Die Vielfalt der Einsendungen machte eine Entscheidung über die Preiswürdigkeit nicht leicht. Einen bescheidenen Einblick in die Ergebnisse dieses Wettbewerbs mögen die nachstehenden Kostproben bieten, für deren Auswahl allerdings nicht massgebend war, ob sie mit einem Preis belohnt wurden oder nicht, sondern die Ueberlegung, dass man nicht genug immer wieder darauf hinweisen kann, dass in jedem Kind, in jedem jungen Menschen der Wille zum Helfen wach ist und dass es an uns Erwachsenen ist, diesen Willen zu fördern, anstatt Enttäuschungen heraufzubeschwören.

Uns geht es gut

Wir haben es gut. Ich habe einen guten Mantel. Ich habe gute Stiefel. Ich habe zu essen. Ich habe drei Kappen. Ich habe ein Bett. Mein Vater ist lieb. Meine Mutter wäscht die Kleider. Meine Mutter gibt uns zu essen. Ich bin zufrieden.

Das Unglück: Es kam eine Zehnmeterwelle, die drückte viele Häuser ein. Dreizehn Inseln wurden überschwemmt in Ostpakistan. Vielleicht weinen Kinder, weil sie keinen Vater mehr haben und keine Wohnung. Es ist sumpfig. Die Leute haben Hunger. Das Wasser fliesst von den Inseln. Es lässt aber Steine und Schlamm zurück. Die Not ist gross. Wir könnten Kärtchen spritzen. Wir könnten Kerzen verzieren. Wir könnten Geld sparen. Wir könnten unsere Kärtchen verkaufen. Auch unsere Kerzen. Wir könnten beten.

Hanspeter Roth, 8 Jahre

In der Badanstalt

Als mein Bruder und ich noch klein waren, gingen meine Eltern mit uns zwei Kindern in eine Badanstalt. Da sass mein Bruder auf die Mauer und schaute den andern zu, wie sie schwammen. Meine Eltern schauten irgendwohin. Auf einmal bekam mein Bruder Uebergewicht und fiel ins Wasser. Ein Mädchen sah das, tauchte hinunter und holte ihn hinauf. Als meine Eltern schauten, sahen sie das Mädchen mit meinem Bruder auf den Armen. Sie gingen zu ihm und fragten es, ob er ins Wasser gefallen sei. Das Mädchen sagte ja, es habe ihn herauf gebracht. Meine Eltern dankten ihm vielmals und gaben ihm ein Geldstück.

Christine Gut, 10 Jahre

Die Sache mit den Brötchen

Vor vier Jahren waren wir im Tessin in den Ferien. Trotz des Regens wollten wir nach Luino fahren und uns auf dem Markt vergnügen. Ueberall priesen dicke Italienerfrauen ihre Ware an. Ich wollte mir ein Brötchen kaufen. Mit fünfzig Lire in der Hand suchte ich einen Stand mit Backwaren. Doch plötzlich traf mein Blick auf einen Invaliden, der am Strassenrand sass. Er trug zerrissene Kleider und hielt in seiner schmutzigen Hand einen Hut, in dem einige Geldstücke lagen. Sollte ich mein Geld dem Bettler geben? Ich dachte an die frischen, duftenden Brötchen und stellte mir vor, wie fein es wäre in ein solches Brötchen zu beissen. Als mein Blick wieder auf den Bettler fiel, gab ich mir einen Ruck. Entschlossen schritt ich auf ihn zu. Ich liess das Fünfziglirestück in seinen Hut fallen und eilte davon. Ich hörte noch, wie der Mann ein leises «Grazie» murmelte.

Später, als ich zusammen mit meinen Eltern und Geschwistern in einem Café sass und vor uns allen eine heisse Pizza stand, bereute ich meine Tat nicht im geringsten.

Meieli Brassel, 11 Jahre

Der Dank des Polizisten

Es geschah an einem windigen Herbsttag. Ich fuhr wie jeden Tag, ausgenommen an Sonntagen, mit dem Velo meiner Mutter zu den Zeitungen. Der Wind blies mir um die Ohren. Auf einmal durchzog ein scharfer Knall das Tal! Ich liess die Zeitungen fallen und fuhr, so schnell ich konnte, dorthin, wo sich der Knall entfacht hatte. «Ein Autounfall», zuckte es durch meine Gedanken. Als ich an der Unglücksstelle ankam, bot sich mir ein schreckliches Bild. Ich sah vier Männer am Boden liegen. Mein Blick fiel vor allem auf einen Mann, der ein zerfetztes Bein hatte. Er war anscheinend bewusstlos. Ein anderer blutete aus dem Kopf, er stöhnte laut. Diese Bilder drehten sich in meinem Kopf. Ich lief in das nächtsgelegene Haus, um zu telefonieren. Ich klopfte an die Haustüre. Die Türe wurde geöffnet. Ein Duft von gebratenem Fisch stieg mir in die Nase. «Was willst du hier?»
«Ein Unfall ist geschehen, Sie müssen sofort die Polizei benachrichtigen!»
Die Frau lächelte: «Bereits geschehen.»
«Vielen Dank, auf Wiedersehen!»
Mit diesen Worten verabschiedete ich mich. Als ich wieder an der Unfallstelle war, standen viele Leute herum und flüsterten. Jemand regelte den Verkehr, bis die Polizei eintraf. Wenige Minuten später kam der Krankenwagen. Sofort wurden die Verletzten ins Krankenauto verladen, das mit Blaulicht und Sirene davonraste. Die Polizei bleib am Unfallort, um alles weitere zu regeln. Ein Polizist wollte wissen, wer angerufen hatte. «Ich!» rief die Frau, an deren Haus ich vorher geklopft hatte. Sie erzählte dem Polizisten, dass ich zu ihr gerannt sei. Der Polizist bedankte sich bei der Frau. Und er bedankte sich auch bei mir und sagte, ich hätte richtig gehandelt. Ich freute mich riesig.

Max Zöbeli, 12 Jahre

Gefährliches Spiel

Wir hatten eine Schwester bekommen, und die Wohnung war zu klein geworden. Nun zügelten wir in ein neugebautes Haus. Das Haus war aber noch nicht ganz fertig. Schon am Montag nach dem Einzug rückten die Handwerker an. Sie benützten den langen Kellergang als Lager. Neugierig sprangen wir auf den Bauplatz. Auch die Kinder des Nachbarhauses kamen. Jetzt waren wir zusammen neun Kinder. Wir sahen uns die Werkzeuge der Arbeiter an und probierten Hammer und Sägen aus. Als der Bauführer kam, schickte er uns natürlich auf die Strasse. Doch er fuhr mit dem Auto fort, und wir kehrten ohne Bedenken auf den Bauplatz zurück. In einer Ecke stand ein grosses Eisenfass. So schnell wir konnten, rannten wir auf das Fass zu. Der Deckel war sehr schwer, aber mit vereinten Kräften konnten wir ihn abheben. Im Fass war eine dicke, weisse Brühe. Reto holte aus der Werkzeugkiste des Malers drei grosse Pinsel. Nun tauchten wir die Pinsel in die weisse Brühe. Wir verschmierten damit die Kellerwände. Wenn es fest spritzte, jauchzten wir vor Freude. Wir malten sogar unsere Kleider an. Reto wollte nun mein Gesicht mit Farbe verschönern. Er spritzte mir die Farbe ins Gesucht. «Au!» Das brannte wie Feuer. Ich konnte nichts mehr sehen. Die andern Kindern liefen fort und holten meine Mutter. Ich wurde zum Augenarzt gebracht. Er wusch mir mit einer Lösung die Augen aus. Jetzt konnte ich wieder sehen. Aber eine Entzündung liess sich nicht verhindern. Der Arzt gab mir Salbe und Tropfen. Nach ein paar Tagen war alles vergessen und geheilt. Aber auch die Erwachsenen hatten eine Lehre daraus gezogen. Noch am gleichen Tag schlossen die Arbeiter ihre Werkzeuge im Keller ein.

Ursula Voneschen, 12 Jahre

Wie ich einmal verunglückte

Es war Sonntag, der sechste Januar, das Fest der drei Könige. Die ganze Familie sass am Tisch, und wir Kinder assen hungrig die leckeren Speisen, die Mutti gekocht hatte. Nur mein kleiner Bruder verspürte keinen Appetit. Er «konzentrierte» sich ganz auf den Höhepunkt des Festes, auf den Königskuchen. Eben jetzt schnitt ihn Vati in zehn Stücke. Sofort fischte sich mein kleiner Bruder (er wusste nichts von Anstand) das grösste heraus und biss hinein. «Ich werde König!» prahlte er, denn schon ein paarmal hatte das erste Stück den König geborgen. Doch diesmal war ihm das Glück nicht hold! Ich biss nämlich plötzlich auf etwas Hartes, und wirklich — es war der König. Ich jubelte freudig, denn noch nie war ich Königin gewesen.
Am Nachmittag nahm uns Vati (er war Betriebsleiter des Elektrizitätswerkes) ins Maschinenhaus mit. Da er eine Besprechung hatte, konnten wir uns nur im Büro vergnügen. «Die Königin» schlug vor, auf die Schiebleiter zu klettern. Meine Schwester Therese musste uns umherstossen. Ich stand eben auf dem obersten Tritt, als es einen Ruck gab. Da ich mich nicht festgehalten hatte, verlor ich das Gleichgewicht und stürzte auf den harten Steinboden. Mein erschrockener Vater rief sofort den Arzt an. Nach zehn Minuten holte mich das Spitalauto. Ich verlor das Bewusstsein. Als ich erwachte, lag ich in einem weissen Bett,

und eine Schwester reichte mir Tee. Nun erfuhr ich, dass ich drei Tage bewusstlos gewesen sei, und dass ich eine Gehirnerschütterung erlitten hatte. Ich bin froh, dass mich der Arzt sofort ins Spital gebracht hatte, denn ich weiss, dass ich sonst hätte sterben können!

Brigitte Fischer, 13 Jahre

Entwicklungshilfe

Vor ein paar Jahren lebte in Uganda ein kleiner Negerbub. Er war nirgends zu Hause und musste immerfort von einem Ort zum andern gehen. Er musste in der Nacht unter den Bäumen schlafen. Wenn es anfing zu regnen, konnte er sich nicht schützen. Einmal verletzte er sich und konnte nicht mehr gehen. Als er sich im Gras niedergelegt hatte, schlief er ein. Als er am nächsten Morgen aufwachte, war es noch sehr früh. Er wollte schon aufstehen, um sich etwas zum Essen zu holen. Da kam ihm wieder in den Sinn, dass sein Bein verletzt war. Er hatte grossen Hunger und Durst. Er wartete lange. Doch es kam niemand. Als es Abend war, konnte er es kaum mehr aushalten. Endlich hörte er Schritte, er verhielt sich ganz still. Doch auf einmal machte er ein Geräusch. Die Schritte hörten auf; in der Dunkelheit sah man nichts. Doch schon bald zündete der Unbekannte eine Taschenlampe an. Schon hatte der Fremdling den kleinen Negerburschen entdeckt. Er fragte ihn, was er hier mitten in der Nacht mache. Der Bursche antwortete ihm. Der Mann bedauerte den Jungen und sagte zu ihm, er solle mitkommen. Der Bub durfte, nachdem er mit dem Mann gegangen war, in seiner Hütte bleiben. Er lernte bei ihm, wie man das Korn sät und erntet. Vor allem zeigte ihm der Weisse, wie man die Sense und den Traktor benützt. Als der Schweizer wieder verreiste, war der Jüngling schon alt genug, die Felder zu bebauen.

Hansli Friedli, 10 Jahre

Ausfahrt

Ein kleines Dorf — ein kleines Schulhaus. Sieben Treppenstufen. Eine Hand, die sich zögernd der Klingel näherte. Die Türe wurde geöffnet. Als ich eintrat, stand sie vor mir. Sie war damals vierzehn Jahre alt. Ihr schmales, bleiches Gesicht hellte sich auf, als sie mich sah. Sie freute sich jedesmal, wenn ich sie auf einen Spaziergang mitnahm. Der Lehrer trug seine Tochter die Treppe hinunter, weil sie mit ihren verkrüppelten Beinen gehbehindert war. Ich ergriff ihre rechte Hand, und sie humpelte an meiner Seite der Dorfstrasse zu. Nur mühsam kamen wir vorwärts. Doch dann wusste ich einen Ausweg.

Ich führte das Mädchen so schnell wie möglich zu meinem Onkel und teilte diesem etwas mit. Schon nach kurzer Zeit stand ein Pony mit eingespanntem Wägelchen vor dem Haus. Mit Leichtigkeit hob mein Onkel das Mädchen, das nicht grösser war als eine Drittklässlerin, in den Wagen. Los ging's.

Mit der einen Hand hielt sich das Mädchen fest, mit der anderen deutete es immer wieder zum Pony hin. Die Worte, die es dazu sprach, verstand ich nicht. Es redete wie ein kleines Kind, das eben zu sprechen anfängt und dessen Sprache nur die Eltern verstehen. Was wollte es mir sagen? Es stimmte mich ein wenig traurig, weil ich seine Sprache nicht verstand. Dafür verstand es mich um so besser. «Gefällt es dir?» Es antwortete mit einem Kopfnicken.

Die Zeit verstrich. Eine Stunde, zwei Stunden. «Brrrr». Das Pony blieb genau vor der Schulhaustüre stehen. Der Lehrer musste uns gehört haben. Als er seine Tochter aus dem Wagen heben wollte, stiess er auf heftigen Widerstand. Mit beiden Händen umklammerte sie die Sitzbank. Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich. Diese Veränderung kannte ich von meinen Schwestern, und wusste, dass das ein Anzeichen von «Regenwetter» war. Bevor eine Träne auf ihrem Gesicht zu sehen war, versprach ich ihr eine zweite Ausfahrt. Das half. Ich machte mich eilends aus dem Staub, um meine Rührung zu verbergen. Nur einmal drehte ich den Kopf: Ein Haus, ein Mann, ein winkendes Kind.

Edith Stillhard, 15 Jahre

Begegnung

Ich streiche durch die dunklen Gassen der Stadt. Ich habe Hunger und friere. Ich bin nur dürftig bekleidet. Eine durchlöcherte, fadenscheinige Hose und ein notdürftig geflicktes Hemd sind mein einziger Wärmeschutz. Die Füsse stecken in zerschlissenen Sandalen.

Ich drücke mich den nasskalten, düsteren Mauern entlang. Ich komme mir vor wie ein verprügelter Hund. Mit verschlossenem Gesicht, die verfrorenen Hände in den Hosentaschen, betrachte ich die Menschen — alle Menschen — ich studiere ihre Gesichter. Sie schauen meist unzufrieden und düster aus. — Wenn sie wüssten, wie schön sie es haben! Alle sind in dicke Pelzmäntel und in warme Stiefel gehüllt. Sie haben keine Sorgen. — Oder doch? Warum schauen sie denn so mürrisch und traurig aus? Haben sie etwa Hunger? Oder frieren sie? — Oh nein! Sie können

sich alle in ihr warmes Haus verziehen! Sie haben daheim einen gedeckten Tisch vor sich! Aber ich? Was habe ich? Nur ein paar Lumpen um den Leib! Kein Stückchen Brot! — Leere Hände! —

Wohl bekomme ich ein paar mitleidige Blicke. Mehr nicht. Brauche ich denn Mitleid? Habe ich nicht etwas anderes nötig? Brauche ich nicht ein wenig Liebe? — Nein! Ich will kein Mitleid! Ich möchte ein wenig Verständnis — ein Fünkchen Liebe . . .

Ich biege um die Ecke. Dort sitzt ein Mann. Er ist blind und dreht seinen Leierkasten. Vor ihm liegt ein Hut. Ein paar Münzen sind darin . . . Nur ein paar. Ich möchte den Mann ansprechen. Irgend etwas zieht mich zu ihm hin. — Vielleicht bin ich von der gleichen Sorte wie er?

Ich beibe vor dem Bettler stehen. Doch er sieht ja nichts. Vielleicht nimmt er mich wahr? Vielleicht denkt er: Schon wieder jemand, der mich bemitleidet . . . Vielleicht will er gar nicht reden. Vielleicht will er allein bleiben. Allein . . . mit seinem Elend.

Ich beginne nachzudenken: Hat er es nicht noch viel schlimmer als ich? Ich habe noch mein Augenlicht. Er sieht keine Schönheiten der Welt . . . aber auch keine Hässlichkeiten!

Vielleicht hat er Hunger? Oder er friert? «Haben Sie Hunger?» frage ich schroff. Er bejaht mit einem Kopfnicken. «Ich habe nichts», fahre ich fort. «Aber ich könnte ein Stück Brot kaufen gehen. Mit Ihrem Geld im Hut.» Ein feines Lächeln huscht über das abgehärmte Gesicht des Blinden. Voller Freuden, etwas Gutes zu tun, nehme ich die paar Münzen im Hut und eile in den Bäckerladen. Ich beachte die missbilligenden und spöttischen Blicke nicht. Es freut mich, Freude zu bereiten. Ich bringe dem Mann das Brot. Doch ich will nicht teilen. Er soll alleine essen. Er hat bestimmt mehr Hunger als ich . . .

Hoffentlich empfindet er das nicht als Mitleid, überlege ich. «Ich habe kein Mitleid mit Ihnen», sage ich. «Ich habe Verständnis für Sie. Ich wollte Ihnen nur eine Freude bereiten . . . Eine kleine Freude . . »

Mariann Nauer, 16 Jahre

Sie geben uns kein Brot!

Nein, keineswegs! Es gibt ihn nicht mehr, den armen Lazarus, der frierend und hungernd vor der Türe des reichen Prassers sitzt. Man hat uns die Tore geöffnet — weit aufgetan. Und wir sind hineingeströmt in ihre Häuser, zu Tausenden, in der Hoffnung, ein Stück Brot zu bekommen. Doch sie geben uns kein Brot. Es sei wichtiger, Mittel und Wege zu finden, die es uns eines Tages ermöglichen, mit ihnen am selben Tisch zu sitzen, sagen sie. Und sie haben uns stehen lassen, draussen im Hausflur. Sie aber sind mit ernsten Gesichtern im grossen Sitzungszimmer verschwunden. Dort sitzen sie nun an den langen Tischen und beraten, beraten immerzu.

Und wir haben sie nicht mehr gesehen. Nur ab und zu werden ihre Stimmen lauter, das Diskutieren heftiger, so dass wir ihre Reden deutlicher vernehmen. — Entwicklungshilfe — Dritte Welt —.

Und wir stehen und warten immer, nun schon sehr lange. Viele von uns sind inzwischen verhungert. An den langen Tischen haben sie es nicht bemerkt. Sterben macht eben keinen Lärm. Und wir haben an die Türen der Konferenzsäle gepocht — wir haben geklopft — wir haben mit den Fäusten gehämmert, mit den Schuhen geschlagen, und dann haben wir uns mit der ganzen Kraft des ausgemergelten Körpers dagegengeworfen. Doch die Türen sind dick und fest verschlossen. Sie sind nicht aufgesprungen. Niemand hat uns gehört. Wir haben geweint, gerufen, geschrien und schliesslich geheult. Sie haben es nicht gehört, weil ihr Diskutieren und Beraten über das Helfen so laut geworden ist, dass es unser Rufen und Bitten übertönt.

Jetzt ist es fast verstummt, unser Schreien. Wir sind müde geworden vom langen Stehen und Warten, vom Rufen und Klopfen, müde vom vergeblichen Hoffen.

Wir hocken den Wänden entlang am Boden, ausgehungert, enttäuscht. Immerhin, es lässt sich weicher sitzen auf den kostbaren Teppichen in ihren Hausfluren als auf den harten Steintreppen vor ihren Häusern, mag sein, auch leichter sterben.

Und sie planen noch immer ein besseres Morgen für uns, während wir heute verhungern.

Helfen — es heisst in unserer Sprache, das Brot mit dem Nachbarn teilen. Und in ihrer Sprache? — ich weiss es nicht.

Bernadette Bachmann, 22 Jahre